Ausgabe 12/ 2004 Nummer 18 Spendenpreis

Mitteldeutsches Sprachrohr

SONDERAUSGABE

Anstatt eines Vorworts!

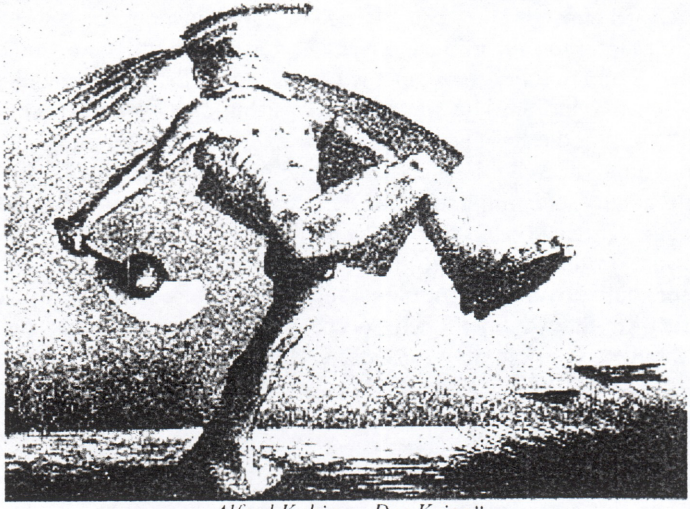
Die drängende Gewalt, die uns in dies Land getrieben, in diesen Krieg, in diese fernen Striche, über deren nun erstarrten Schlachtfeldern nur noch verlorene Schüsse hallten, glühte von Anbeginn in uns, da wir noch unter strahlenden Gesetzen standen, da wir noch gebunden waren an die Werte, die uns heilig düngten, die in gehegter Tradition den Weg bestimmten, da wir noch glaubten und im Bewußtsein dieses Glaubens eines strengen Glückes sicher waren. Wir kannten keine Probleme. Die Welt schien einfach und lag offen vor uns hingebreitet, unsere Väter hatten an ihr gearbeitet und geformt und ihr stolzes Genüge in ihr gefunden. Ein reiches Erbe sollten wir antreten, hineinwachsen in diese festgefügte Form und weiterführen, was uns zu treuen Händen übergeben war. Wir hatten gelernt, unsere Pflicht zu tun. Wir hatten gelernt, unser Recht zu achten. Wir scheuten keine Probe, und das Geschlecht, das in den rauschenden Tagen des Jahres 1914 in den Krieg zog, glaubte in den kommenden Gewittern die reinigende Kraft herandämmern zu sehen, ein geheiligtes Schicksal aus grauen Wolken, die sorgende Weisheit geschichtlicher Bestimmung, gesandt, uns unseres inneren Wertes, der unwandelbaren Substanz des Deutschen ganz bewußt zu werden. Da war kaum ein Geheimnis in unseren Siegen, da war alles Rausch, Glanz und Heldenmut, und unseren Fahnenwogen folgte in breiten, unbezwinglichen Wellen das ganze Volk.

Und auf einmal war dies alles nicht mehr wahr. Auf einmal pochten dunkle, geheime Geister an die Mauern des glänzenden Reiches, und da klang es an manchen Stellen hohl, und da waren manche Stellen, da fiel die täuschende Tünche ab, und an manchen Stellen brach der mürbe Stein. Die Fronten erstarrten, sie versanken in Dreck, Schlamm und Feuer, ein gespenstiger Finger zog blutige Linien rund um das Reich. Der Krieg, den wir zu führen gedachten, führte uns.

Er wuchs vor uns auf, aus den tiefsten Spalten der Erde kommend, wie ein Nebel, wie ein graues Gespenst, und rüttelte an den waffenstarrenden Bastionen, er packte uns plötzlich mit glühender Faust und würfelte die Regimenter zusammen und schmiß sie wieder auseinander und hetzte sie durch die donnernden Felder. Er kam durch die klirrenden Drähte und nahm über Nacht den Feldherrn die Zügel aus den erschrockenen Händen und wirrte sie durcheinander und zerrte hier und dort, bis die Front brüchig wurde, und zog dann weiter und strich in das Land und riß die Fahnen von den Fenstern und spie dreimal aus. Und der Speichel war Gift, und wo er fiel, da wuchs Hunger und Not und Verzicht. Und der Krieg zog weiter, er war überall, er warf seine Fackel in alle Teile der Welt,

er stöberte die geheimsten Wünsche auf und warf ihnen prangende Mäntel um und färbte die Mäntel rot. Er grub das Eisen aus zerschluchteter Erde und schleuderte es in den Raum und ließ es zerspellend zu Boden fallen. Der Krieg kam wie ein Riese über das Land, und da war nichts, was ihm sich verbergen konnte. Er kam wie ein Wolf und hetzte uns mit reißenden Zähnen bis zu den höchsten Hängen und durch die tiefsten Schluchten, er rammte mit einem wahnwitzigen Schlage die Jugend in den Schlamm und schleuderte das Leben in das Feuer und setzte den Stoff gegen den Geist. Da krochen die Kämpfer vor ihm in die dunkle Erde. Er aber zerstampfte die Landschaft mit höhnischem Schrei und schuf eine Brache, schuf eine einmalige Welt mit einmaligen Gesetzen, ein Reich, in dem alle Leidenschaften der Steinzeitmenschen von brüllenden Ängsten bis zu gellenden Triumphen ihren Rang erfuhren, ein Reich, in dem das brausende Hurra zum roten Urschrei wurde, geröchelt aus zerlaugten und besessenen Leibern, ein schreckliches Geheul beseelter Elemente. Und wie der Krieg sich seine Landschaft schuf, so schuf er sich sein Heer. Da warf er hin, was nicht bestand, er sonderte mit hartem Schlag und zog die Lieblinge sich an die Brust, die Ekstatiker des Krieges, die Einzelnen, die aus den Gräbern sprangen und ihr „Ja" jauchzten zur Umkremplung der Welt. Und er drängte die Pflichtgetreuen zu dichten Haufen, in die er immer wieder zerschmetternd fuhr, und malte ihnen das große Warum an den glutbehauchten Himmel, dörrte ihnen die Adern und brannte ihnen sein Mal in das entsetzte Hirn, wissend, sie werden ihm nie entrinnen. Mit roten Narben schmückte er die mageren Verwegnen seines Reiches, er meißelte die kantigen Gesichter unter düsterem Helm, die scharfen, schmalen Linien um den Mund, um schroffes Kinn und starres, spähend zupackendes Auge. Er schied die Heimat von der Front und die Nation vom Vaterland. Sein heißer Atem aber fuhr in alle Winkel. Da blätterte der angeklatschte Schmuck, es schmolz das unechte Metall, die Kruste wurde mürbe, der Gasdunst der Verwesung strich durch das Reich, und alle stolze Bindung faserte und brach. Er riß die Masken vom Gesicht, und wessen die Lüge war, der stand in Lüge nackt und bloß, und wessen das Suchen war, der tastete in leeren Raum. So wütete der Krieg, und die Stunden klatschten sengend in die Herzen, und die Tage wurden rauschend rot von Blut, die Jahre rannen unerbittlich saugend, letztes Mark aus morschen Knochen ziehend, Opfer heischend völliger Erschöpfung zu. Da schwelte es im Haus, da wurden alle Pfeiler brüchig, es knackte das Gebälk. Die Waffen sprangen aus gekrampften Händen, was noch der Krieg in wachem Bann gehalten, sank, das Reich fiel auseinander. Den Letzten war's, als riefe eine Stimme ihnen zu: „Ihr scheutet keine Probe? – Hier! – Besteht sie!"

(aus: Salomon, Ernst v.: Die Geächteten)



Alferd Kubin - „Der Krieg"

Es ist zwei Uhr

Es ist 2 Uhr. Die tiefe Nacht beherrscht die Berghänge, über den Dingen liegen ein schweres Schwarz und ein drückendes Grau. Nebel steigt langsam auf, bringt Feuchte und Unbehagen. Und nur am Horizont ist ein unheimliches Blitzen und Leuchten zu erahnen – doch hören kann man nichts.

Vereinzelt huschen Lichtschein und Funkenflug über die alten Bäume hinein ins Blattwerk der Wälder. Wie kleine leuchtende Fliegen in unstetem Flug sind sie Anzeichen für spärliche Feuer, die, von Menschenhand entfacht, Hinweis auf deren Anwesenheit geben. Flackernd, nur bedrückt vor sich her lodernd, verzerrt ihr Licht die Äste und Zweige zu eigenartigen Grimassen. Alles wirkt lebensfeindlich. Nur die das Feuer Umstehenden erschreckten es längst nicht mehr, sie sind zu sehr zum Bestandteil dessen geworden, was sie an Häßlichem, Erschrekkendem und Furchtbaren zu sehen gewöhnt sind. Die Feuer wärmen die Feldgrauen, die um sie stehen. Die leeren Augen spiegeln den Flammenschein wider und suchen im Feuer einen festen Halt. Ihre Blicke schweifen abwechselnd umher und finden im Antlitz der anderen ihre eigenen Gedanken aufgezeichnet. Die kleine Gemeinschaft hier am Feuer ist solange schon durch Stahlgewitter und Kampf gegangen, daß ein jeder den anderen genau kennt. Ein jeder weiß, wo sich

die Gedanken der Freunde befinden, wohin sie in diesen kurzen Pausen entfliehen.

Und ebenso wie die gelben Feuerfäden nervös nach oben greifen und verzweifelt ihr Licht der Dunkelheit entgegenwerfen, sind diese Soldaten verzweifelt dahingeworfen in diesen Kampf der Kulturen, in diese gewaltige Maschinerie, die sich Krieg nennt und Europa von Osten her überzieht.

Sie sind nicht die einzigen, die hier in verlassener Flur auf einsamer Wacht stehen und sich nach Hause sehnen. Zu jenem Nachhause, das zu beschützen, sie ausgezogen sind.

Sie sind nicht die einzigen, die bereits in das achte Tausend ihrer Streckenkilometer marschierten.

Und sie sind bei weitem nicht die einzigen, die einen hohen Blutzoll für ihre Heimat entrichten mußten. In unzähligen Schlachten und Gefechten, in unbarmherziger Kälte und dem Leid der Einsamkeit verteidigten sie ihr Liebstes, ihre Kultur, ihr Wesen und ihre Lebensweise, ihr ererbtes und geschaffenes Gut, kämpften sie für das Wohl ihrer Familien, ihrer Brüder und Schwestern, ihrer Söhne und Töchter und all jener, die sich nicht selbst wehren konnten.

Sie wurden in Tat und Handlung dem Wort des seliggesprochenen Paters Rupert Mayer, Seelsorger deutscher Truppen im Ersten Weltkrieg, gerecht: *„Man muß im Felde zeigen, daß es einem blutig ernst ist, mit der christlichen Nächstenliebe, mit dem paulinischen ‚Allen Alles werden' bis zur völligen Selbstaufopferung."* Das Opfer des eigenen Lebens, ein endgültiges Weggehen für andere – das ist die heilige Größe der wahren „letzten" Stunde.

Verbissen und entschlossen im Glauben und Wissen um die Gerechtigkeit, die ihrer Sache zugrunde lag, haben Millionen Angehöriger der Wehrmacht einer verblüfften Welt alle Facetten des modernen Blitzkrieges vorgeführt und dabei

unendliche Qualen und Leiden in Kauf genommen: *„Der ganze Körper ist naß, über das Gesicht fließen breite Bäche – nicht nur Schweiß, manchmal auch Tränen, Tränen der hilflosen Wut, der Verzweiflung und des Schmerzes, die diese ungeheuren Anstrengungen uns auspressen. Niemand kann mir sagen, daß ein anderer, ein Nicht-Infanterist sich vorstellen kann, was wir hier durchmachen. Denkt Euch die gewaltigste Erschöpfung, die ihr kennengelernt habt, den brennenden Schmerz offener, entzündeter Wunden an den Füßen – und Ihr habt meinen Zustand nicht am Ende, sondern zu Beginn eines 45-km-Marsches. Erst allmählich, nach Stunden, wird der Fuß unempfindlich für den Wundschmerz bei jedem Schritt auf diesen Straßen, die eher Steinschläge oder Sandstrand sind."*
Die Strapazen sind nicht vorstellbar und finden in den folgenden Worten eines Soldaten des Rußlandfeldzuges ihre traurige Niederschrift: *„Endlos sind die Stunden des Vormarsches, 25 oder 30 km entlang an zerschmetterten und ausgebrannten Panzern, Wagen an Wagen, vorüber an den Gerippen völlig zerschossener und verbrannter Dörfer. Schwarz und gespenstisch ragen einsam die Mauern, und im Gärtchen blühen noch ein paar Feuerlilien ganz unheimlich. Man riecht jenen eigentümlichen Geruch, der für mich wohl ewig an diesem Feldzug kleben wird, dies Gemisch von Brand, Schweiß und Pferdeleichen."*

Nur ein Wort charakterisiert das Leben der Landser – Entbehrung. Entbehrung im Schlaf, Entbehrung in der Nahrung, Entbehrung im Privaten und Individuellen. Und hinzu kommt das zweite böse Geschwister – das Warten. Das Erwarten eines übermächtigen Feindes, der mit unsagbaren Kräften zum Angriff bereitstand, der drohte alles und jeden schonungslos zu verschlingen, kurzum: ein Gegner, der das Blut an seinen Panzern im Atlantik abwaschen wollte. Diesem Erbarmungslosen steht der deutsche Landser im Osten anfangs in einer Unterlegenheit von drei zu zehn, ab dem letzten Kriegsjahr von zwei zu zehn entgegen. Und er weiß, mit was für einem Feind er ringen muß. Zu gut sitzt noch die schreckliche Erinnerung an „Leos letzten Spähtrupp" (Peterson, Ingo: Ein sonderlicher Haufen) den Männern um das kleine Feuer in den Gliedern: *„Vier Tage sind vergan-*

gen, seit der schwerverletzte Leutnant seine Aussage gemacht hat, sieben Tage, seit der Spähtrupp den Graben verließ. Da winkt drüben beim ersten russischen Graben, vierhundert Meter entfernt, jemand mit einer weißen Fahne. Die Grabenposten im ganzen Bataillonsabschnitt sehen es und machen Meldung. Gleich stehen alle Männer im Graben und spähen hinüber. Wer einen Feldstecher hat, sieht, wie drüben ein Rotarmist ins Niemandsland kommt. Mit der rechten Hand schwenkt er einen Stock, an dem ein weißes Tuch befestigt ist, mit der linken führt er eine feldgraue Gestalt, offensichtlich einen deutschen Soldaten. Sie halten auf den Abschnitt der vierten Kompanie zu und bleiben etwa auf halbem Wege stehen. Prell klettert, einen weißen Lappen in der Hand, aus dem Graben und läuft auf die zwei Gestalten zu. Da dreht sich der Rotarmist um und geht langsam zu seinem eigenen Graben zurück. Die einsame Gestalt in feldgrauer Uniform macht ein paar vorsichtige Schritte, stolpert und bleibt wieder stehen.

Da erkennt einer die beiden hellen Streifen am Ärmel und sagt: das ist Leo! Nun ist Prell bei ihm, die Kameraden sehen vom Graben aus, wie er mit einem Ruck stehen bleibt, so als hätte er sich vor etwas Unfaßbarem erschrocken. Dann nimmt er den anderen, es ist wirklich Leo, sie erkennen es nun alle, ganz behutsam in den linken Arm und führt ihn, mit der rechten den weißen Lappen leicht bewegend, auf den Graben zu. Als sie dort ankommen, prallen einige der Männer entsetzt zurück, fassen sich aber und helfen Leo vorsichtig in den Graben. Einige beißen sich auf die Zähne, daß man es knirschen hört, anderen werden die Augen naß. Plötzlich steht der Häuptling unter ihnen, blickt Leo an und nimmt ihn unter den rechten Arm. Prell faßt ihn wieder unter den linken und so gehen sie langsam auf den Gefechtsstand zu. Die Männer stehen stumm, schauen hinter ihnen her und sehen auf Leos Rücken. Dort ist ein Pappschild befestigt, auf das in klobiger Schrift die Worte gemalt sind: ‚Vom Spähtrupp zurück!'

Im Bataillonsgefechtsstand ist es totenstill als wenige Minuten darauf Schimmel, Ehlers, Schuler und Kramer eintreten. Leo sitzt auf dem Feldstuhl des Häuptlings an der Rückwand, hinter dem Brettertisch. Das Tageslicht fällt durch die offene Tür des Unterstandes mitten auf sein Gesicht. Das Gesicht ist blutverkrustet. Anstelle der Augen hat es zwei leere blutige Höhlen mit Rändern aus verbranntem Fleisch.

Schimmel bleibt einen Augenblick vor dem Tisch stehen und sieht in dieses Gesicht. Es ist das Gesicht eines seiner besten und nächsten Kameraden. Langsam hebt er die Hände und streicht leicht über die leeren blutigen Augenhöhlen: ‚Leo, alter Junge, da bist du ja wieder! Wir haben uns Sorgen um dich gemacht. Schön, das du wieder zu Hause bist!' und er streichelt weiter über das zerstörte Gesicht. Der Sitzende neigt den Kopf ein wenig und öffnet zum ersten Mal seit seiner Rückkehr den Mund, um zu sprechen. Aber es geht nicht. Er wird es nie wieder können. Er hat keine Zunge mehr, auch der Mund ist eine blutige Höhle. Sie haben ihm nicht nur die Augen mit glühenden Eisenstäben ausgebrannt, sondern auch die Zunge herausgeschnitten."

Was mag nun in einem deutschen Soldaten vorgegangen sein und welche Gedanken und Gefühle führte er bei sich, wenn er nach einem Heimaturlaub wieder hinaus mußte in jene andere Welt? Dies gilt für den blutjungen Soldaten, der noch nicht lange von der Schulbank gekommen war, für den jung Verheirateten und für den Familienvater, der seine Frau und seine Kinder beim Abschied aus einem sehr bestimmten Grund noch einmal genau ansah. Was hat der einzelne Soldat nach Verschlechterung der Kriegslage, als es keine Begeisterung, sondern nur noch Pflichterfüllung gab, empfunden, wenn er als Infanterist nach Rußland mußte oder wenn er nach der Entdeckung des Sonars gleichwohl als U-Bootfahrer hinausfuhr? Welche Beweggründe ließen sie ausharren, als Lichter in der dunklen Nacht? Ein „Grauer Wolf" und ein niederländischer Freiwilliger sollen uns Antwort geben. Und so schreibt einer von jenen, die stumm auf dem Meeresboden liegen, die die Sonne nicht mehr sehen und nicht in kühler Erde ruhen können: *„Ihr Lieben ... Wenn ihr einmal hören solltet, daß unser Boot nicht mehr zurückgekehrt ist, dann braucht Ihr keine Hoffnung mehr zu haben ... Wir wollen zusammen kämpfen und siegen oder, wenn es sein muß, zusammen sterben. Alle zusammen ..."* Die Beweggründe, die den niederländischen Freiwilligen und seine Kameraden anleiteten, in den Kampf gegen den Bolschewismus einzutreten, schreibt er in eindrucksvollen Worten nach Hause: *„Als nun der Krieg zwischen Deutschland und Rußland aus-*

brach, schienen wir als einzige in unseren Völkern begriffen zu haben, daß das nur der Anfang zu der großen, endgültigen Auseinandersetzung zwischen Europa und dem Bolschewismus sein konnte und daß Europa nun geteilt und uneins antrat. Was lag näher, als die Deutschen zu bestürmen, um sie zum gemeinsamen Kampf zu gewinnen?

Wir, die wir die schale Atmosphäre eines nur verdienenden und brotverteilenden Nationalstaates kannten und schon immer darüber geklagt hatten, daß sich unsere Völker aus der Geschichte zurückgezogen und abgedankt hatten, sahen auf einmal eine Aufgabe, der wir unsere ganze Kraft zuwenden konnten: die Gründung eines wahrhaft umfassenden Reiches, das allein den sozialen, politischen und geistigen Ansprüchen des Abemdlandes gerecht werden konnte. Und so kam es, daß wir uns „Deutschland" in die Arme warfen, daß wir zu den Meldestellen liefen und mit unsäglichem Stolz den Waffenrock anzogen, um mit unserem Blut und Leben das zu verwirklichen, was wirklich unser würdig war – ein neues, der Zukunft zugewandtes Europa."

Und Blut und Leben wurden entrichtet: die barbarische Härte der Kämpfe, ob beim Angriff in der Nacht, in den Morgenstunden, in den Wolken und zur See kostete unzähligen Dichtern und Denkern das Leben. Wieviele Schillers, Goethes, Wagners und Beethovens sind wohl gefallen...?

Angespanntes Ausharren und Warten – schon seit Tagen geht das so. Nervosität breitet sich bei den Jüngeren aus... Und da, das Signal zum Sturm. Raus aus dem Schützengraben, Deckung wird gesucht, Deine Blicke hasten über das Gelände. Das nötige Kampfgeschirr umgeschnallt, stürmst Du auf den feindlichen Graben. Artillerie setzt ein – Explosionen – wieder Deckung. Auf, vorwärts, nur vorwärts, weiter, immer weiter! Schüsse peitschen umher, ziehen vorbei, Querschläger – unberechenbare Geschosse. Und wieder Explosionen. Du siehst nichts, hörst schon längst nichts mehr. Rennen – Vorwärts, und Deckung – Sprung – Deckung! Wieder Explosionen, Du bist fast ran am Graben, Schüsse und Handgranaten begrüßen Dich. Dann hast Du den Schützengraben des Gegners erreicht. Längst sind gute Freunde im Niemandsland zu Boden gegangen, haben den langen Marsch angetreten, wurden aus den eige-

nen Linien gerissen – sind einfach nicht mehr! Gebrüll wird laut, nach dem Sanitäter, nach der Mutter, nach Dir! Im Inneren der schlammigen Rinne tobt bereits der Nahkampf und zerreißt ringende, schreiende Menschen. Völlig sinnlos hier noch mit dem Maschinengewehr zu feuern, der Spaten und die Pistole sind da Gold wert. Und Du mußt mitten in diesen blutigen schlammigen Graben. Unten der Gegner, einer grient wie wahnsinnig... Dann Hieb – Stich – Schlag. Ausgeschaltet sind Verstand und Nerven. Es muß gelingen, sonst kommst Du hier nicht mehr raus. Ahnungen schwirren Dir im Kopf herum, Panik kommt langsam auf, es ist ja von den Eigenen keiner zu sehen... Doch, da, also weiter ... Wenn Du Dich ergibst, sterben alle ... Die Verzweiflung paart sich mit Wut, sie schreit in Dir und Du kannst nichts dagegen tun. Durchhalten, es kann nicht mehr lang gehen. Also Hieb – Stich – Schlag! Und wieder stürmt ein Gegner auf Dich ein. Er schreit, ist bereits blutig und klammert sich an sein restliches Leben. Er rennt wie wahnsinnig geworden auf Dich zu. Mit nichts bewaffnet, als einem Messer...

Dann ist Ruhe! Nach drei Stunden endlich Ruhe! Völlig erschöpft wird gesammelt, werden die Toten geholt und die Verwundeten versorgt. Der Lagebericht ist der trockene Abschluß in diesem Rinnen von Blut, Schweiß und Tränen: *„Der Kampf um den Stadtkern von Rostow war ein Kampf ohne Gnade. Die Verteidiger ließen sich nicht gefangen nehmen, kämpften bis zum letzten Atemzuge, schossen, wenn sie unerkannt überrollt oder verwundet waren, noch aus dem Hinterhalt, bis sie niedergemacht waren. Die eigenen Verwundeten mußten in Schützenpanzerwagen gelegt und bewacht werden; geschah das nicht, fanden wir sie erschlagen oder erstochen wieder."*

Und dann müssen die Gefallenen bestattet werden, hier in der fremden Erde über 3000 km entfernt von ihrer Heimat. Nicht unweit des provisorischen Friedhofs tritt eine kleine Gruppe von Rehen aus dem Waldrand und schaut auf das Häuflein Landsknechte. Viele haben den Kopf gesenkt, andere berühren mit Blicken den Himmel, es wird geweint... Kleine Vögel piepsen, als die ersten in die Erde hinabgelassen werden. Die Soldaten schweigen und selbst dem Kommandeur ist

es, als schnüre etwas ihm die Kehle zu, als er die letzten Worte für die zur ewigen Armee Abberufenen spricht.

Und nun heißt es wieder warten. Doch diesmal sind es weit weniger, die Gesellschaft leisten können. Es sind vertraute Gesichter, die vorn im Nebel des Niemandslandes aufzutauchen scheinen, wieder verschwinden und erneut erscheinen. Sie tänzeln umher, rufen, erinnern und verblassen nach einer geraumen Weile. An ihre Stelle treten später neue...

Es heißt in diesen Jahren auszuharren, bei minus 40° Celsius. Es beginnen im eisigen Wintersturm die notwendigen Arbeiten, die neu eroberte Stellung muß ausgebaut werden, um sie für einen erneuten Gegenangriff zu rüsten. Also werden Aufgaben verteilt: vorgeschobener Artilleriebeobachter allein, Störungssuchen an den Fernsprechleinen zu zweit zwischen den Fronten, Spähtrupp zu dritt, weit hinter dem Feind – such Dir was aus.

Und wieder unendliches Warten. *„Von ¾ 6 Uhr bis nachts um 2 Uhr waren wir mit kurzer Unterbrechung draußen im Schneesturm. Durch die Mäntel hindurch näßten die Sachen langsam ein, froren am Körper steif. Alles triefte und klirrte. Um Magen und Darm war einem grenzenlos schlecht. Die Kälte überstieg bald jedes Maß. Der Frost setzte sich in den eiternden Fingern fest. So ging es hinein in die Wälder, bis über die Knie in den Schnee, der die Stiefel füllte. Über gefrorene Sümpfe, die aufbrachen, so daß das eisige Wasser in die Stiefel lief. Meine Handschuhe waren so naß, daß ich sie nicht mehr ertrug. Ich wickelte ein Handtuch um die zerstörten Hände. Brüllen, heulen hätte man können."* Und der neue Angriff kommt bestimmt. Und was für einer... Tagelanges Trommelfeuer, Granathagel, schlechte Versorgung, Dreck, Kälte... *„Ich bezweifle, ob es auf der Welt eine zweite Truppe gibt, die das überstehen und nachher mit der gleichen Verbissenheit weiterkämpfen würde, wie diese Leute."*, erklärte der britische Feldmarschall Lord Alexander über die Männer, die den Tod über die Felder des Krieges haben ziehen sehen und beobachten mußten, wie er blutige Ernte hielt. Und auch George C. Marshall urteilt unter dem Eindruck eines Sieges einer dutzendköpfigen Sturmtruppe über die dreifache GI-Anzahl: *„Die Deutschen sind natürliche Kämpfer, das müssen wir zugeben, sie waren geborene Soldaten (‚natural warriors'). Und sie waren hervorragend ausgebildet, vor allem, was das Unteroffizierskorps betraf. Und die Basis ihrer Disziplin war unerschütterlich (‚unbending')."* Und auch Paul Carrell

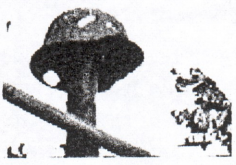
gibt eine beeindruckende Wertung über den Einsatz unserer Soldaten an der Front bei Stalingrad. Er schreibt: *„Was jene 19- / 20- / 30- und 40 jährigen Soldaten, Gefreiten, Unteroffiziere und Offiziere – unsere Väter und Großväter – durchgehalten, durchgestanden und durchlitten haben, ist heute zwar vielen unverständlich, verdient aber Respekt, nicht Kriminalisierung.*

Die soldatische Leistungskraft, wie sie sich in der ‚Operation Blau' erweißt – auf den Märschen und in den Kämpfen in glühender Steppe bei 30 Grad Hitze und in Schneelöchern bei 30 Grad Kälte; in den Gefechten auf den Pässen des Hochkaukasus und auf den alten Hochgebirgsstraßen Asiens; bei den Stürmen durch die subtropischen Täler, dem Übergang über reißende Ströme im Granathagel und im Kampf Mann gegen Mann, im Labyrinth gigantischer Festungswerke und Häuserruinen –, war nur möglich durch die anerzogenen und haltungsbestimmenden Maximen wie Pflicht, Gehorsam, Mut und Einsatzbereitschaft, Mannschaftsgeist und Kameradschaft."

Auch der ehemalige österreichische Bundeskanzler Alfons Gorbach findet ebenso eindringliche Worte: *„Der Dienst gegenüber einer höheren Gemeinschaft und die Erfüllung der beschworenen Pflicht bis zur bewußten Hingabe des Lebens sind und bleiben, ob im Frieden oder Krieg, der überzeugendste Ausdruck höchster sittlicher Kraft und müssen für uns unantastbar sein. Nur eine niedrige und schäbige Gesinnung kann einer so unerhöhrten seelischen Barbarei fähig sein den Millionen der Toten des letzten Weltkrieges und ihren Angehörigen über die Opfer hinaus auch noch den Sinn der Opfer rauben zu wollen und sie als sinn– und zwecklos, ja als schändlich und strafwürdig hinzustellen.*

Der Streit des Tages und das Gezänk der Meinungen müßte doch wenigstens an den Gräbern der Toten ein Ende finden. Hier kommt uns nur eines zu: Stumm die Hände zu falten und in Ehrfurcht unser Haupt zu beugen."

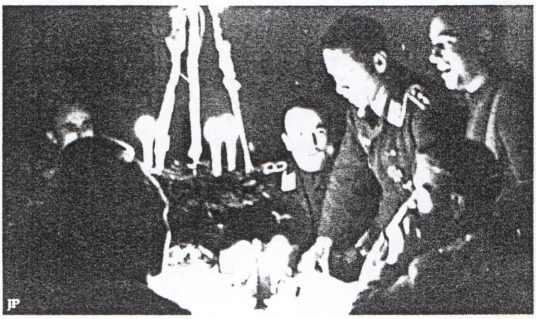
Mittlerweile ist es vier Uhr. Die Ermüdeten gehen langsam in ihre Bereitstellungen, denn am Nachbarflügel war schon deutlich das Urräh-Gebrüll zu hören. Nicht mehr lang und viele von ihnen werden ebenso wie die kleinen Funken selig zum Himmel aufsteigen.



Gerungen wie die Helden
Verblutet Mann für Mann
Nur Gräber werden melden
Was Großes ihr getan !

Die Christnacht von Kromy

Aus meinem Kriegstagebuch *(„So lebten und starben sie."; Pz.Rgt. 35)*



Unter denen, die stolzieren und geputzt einherspazieren, läßt sich nicht einer finden, wert, die Schuhe Euch zu binden.

Es ist der 24. Dezember 1941. – Wir kommen aus einem erbarmungslosen Kampf gegen Kälte und Schnee, gegen russische Übermacht und bittere Enttäuschung. Drei Wochen rangen wir mit der allerletzten Kraft um unser nacktes Leben, um die Existenz unserer Division. Beispiellose Kameradschaft und die hervorragende Leistung unserer Truppenführung hielten die personellen Verluste bei dieser ersten strategischen Fehlkalkulation in mäßigen Grenzen.

Wir hatten Auftrag, uns aus der tödlichen Umklammerung zu lösen, die russische Winteroffensive abzufangen, eine neue Abwehrfront aufzubauen, uns auf unsere Ausgangsstellungen zurückzukämpfen und im Raum von Kromy zu sammeln. Wir kennen dieses verträumte Städtchen südwestlich vom Oktoberangriff her.

Abgekämpft, übermüdet und durchfroren beziehen wir am Heiligen Abend ein vorbereitetes, warmes Quartier. Die Feldpost, die sich seit drei Wochen angesammelt hat, wird ausgegeben. Das allein ist schon ein Festtag. Die Briefe von unseren Lieben in der Heimat werden gelesen, die Weihnachtspäckchen kameradschaftlich geteilt. Hier wollen wir auch unsere erste Kriegsweihnacht in Rußland feiern, denn wir haben Grund, dem Herrgott und unseren Kameraden zu danken, daß wir noch am Leben sind. Der Divisions-Pfarrer hat sein Kommen zugesagt. Abseits des tiefverschneiten Städtchens steht auf einem flachen Hügel eine halbverfallene orthodoxe Kirche, ein schier orientalisch anmutender Bau mit fünf gewundenen Zwiebeltürmen. Die Kommunisten, so erfahren wir, haben bei der Revolution das Gewölbe gesprengt. Später verwendete man die Kirche als Getreidespeicher, denn für Gott hatte man keinen Platz mehr.

Der Schnee liegt knietief im Innenraum. Eiszapfen hängen aus den leeren Fensterhöhlen, und dicker Rauhreif bedeckt mitleidig die zerschundenen, sakralen Wände. Wir räumen den Schnee aus dem Kirchenrund, stellen zwei Fichten in

das nach oben offene Gewölbe und schmücken die beiden Christbäume mit Kerzen und Lametta aus unseren Weihnachtspäckchen. Aus rohen Brettern zimmern begeisterte junge Soldaten einen klobigen Altar und eine primitive Kommunionbank. Mitten in diese Arbeit hinein platzt ein Melder, der mir einen dringenden Funkspruch aushändigt: „Russisches Kosaken-Regiment im Anmarsch auf Kromy, rege Partisanentätigkeit in der Stadt. Laut Agentenmeldung bereiten reguläre Truppen, in Zivil gekleidet, den Angriff vor und leiten ihn per Funk von Kromy aus."

Hart und doch irgendwie festlich dröhnen die dumpfen Hammerschläge durch das zum Himmel hin geöffnete Kirchenschiff. Feierstimmung spiegelt sich wider in den schmalgewordenen Gesichtern der jungen Soldaten. – Wenn ich jetzt den Funkspruch weitergebe, dann müssen wir unverzüglich die Stellungen vor der Stadt besetzen, jetzt, eine Viertelstunde vor Beginn der Weihnachtsmette. Ich kann es nicht glauben, daß die Russen in den nächsten zwei Stunden angreifen.

Ich bespreche mich mit einigen erfahrenen Freunden, dann stecke ich den Funkspruch in die Manteltasche, ohne ihn weiterzugeben. – Mein damaliger Kommandeur möge mir heute verzeihen.

Früh kommt die Nacht. Wir haben die Feldwachen verstärkt, einige Panzer unauffällig hinter die Kirche gestellt und eine Fernsprechleitung in die Kirche gebaut, um vor Überraschungen sicher zu sein. Die übriggebliebenen achtzig Mann verlieren sich im Rund der mächtigen russischen Kirche. Andächtig und selbstvergessen lauschen sie der heiligen Messe. Eine eigenartige Kulisse umgibt uns. Gespensterhaft angestrahlt von den flackernden Kerzen der beiden Christbäume steht der Feldgeistliche am schmucklosen Altar. Lautlos fallen die Schneeflocken durch das aufgerissene Kirchendach und legen sich behutsam auf die Schultern der feldgrauen Ministranten und auf die Zweige der lichtgeschmückten Fichten. Als ich mich umdrehe, um in die Gesichter der wenigen Soldaten zu schauen, glaube ich meinen Augen nicht zu trauen. Kopf an Kopf stehen die Einwohner von Kromy hinter uns, bärtige Männer mit Rindensandalen an den mit Lumpen umwickelten Beinen, Frauen in abgeschabten Schafpelzen und dunklen Kopftüchern. Ist die Kleidung auch ärmlich, ich habe noch nie in meinem Leben eine so festliche Gemeinde gesehen. Aus den gläubigen Gesichtern leuchten verklärte Augen. Wie lange mag es wohl her sein, daß diese Men-

schen an einem Gottesdienst teilnehmen durften? Das kommt mir jetzt in den Sinn. Diese Männer und Frauen von Kromy, die die Worte des Weihnachtevangeliums zwar nicht verstehen können, das ein Kamerad mit belegter Stimme liest, sie hören die Frohbotschaft heraus. Das „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden" leuchtet aus ihren Augen.

Mein Blick gleitet diskret von Gesicht zu Gesicht, da entdecke ich plötzlich hinten in einer dunklen Ecke eine Gruppe junger russischer Männer, trotzig die Pelzmützen auf dem Kopf, ohne Teilnahme an der sakralen Handlung an der Wand lehnend. Ich sehe in Augen voll unheimlichen Hasses, ich sehe Blicke, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Ich bemerke eine hohe, schlanke Gestalt mit scharfgeschnittenem Gesicht und intelligentem Blick.

Wie ein Blitz fährt es mir durch den Kopf – der Funkspruch! – Glühendheiß rinnt es mir den Rücken herunter. Unentwegt beobachte ich den auffallenden Mann inmitten der Gruppe, die nicht in diesen Raum zu dieser Stunde paßt. Auch die Männer um ihn lassen ihn nicht aus den Augen, als erwarteten sie von ihm etwas.

Wenn das russische Partisanen sind, dann muß das ihr Anführer sein.

Ein Mütterchen mit schneeweißem Haar, den Rücken von der Last der Jahre gebeugt, kniet bei der Wandlung aufschluchzend im Schnee und schlägt mit zitternder Hand das Kreuzzeichen. Die seltsame Schar steht trotzig im Halbdunkel, aber es kommt mir vor, als blickten die Gesichter nicht mehr so teilnahmslos zum Altar. Als wir dann paarweise von der Kommunionbank zurückkehren, sehe ich auch das spöttische Lächeln nicht mehr.

Und dann geschieht das Seltsame. – Der Feldgeistliche erteilt den Schlußsegen. Er schlägt das Kreuzzeichen über die im Schnee kniende Gemeinschaft, über Russen und Deutsche, über Freunde und Feinde.

Der hochgewachsene Mann in der Mitte der Gruppe – jetzt, da alles kniet, kann ich sehen, daß er gutgeschnittene Offiziersstiefel unter dem unförmigen Pelzmantel trägt – nimmt behutsam die Pelzmütze ab und senkt langsam den Kopf. Entsetzt starrt ihn seine Umgebung an, dann folgen die Männer seinem Beispiel, zögernd zwar, doch ohne Ausnahme.

Zwei Mundharmonikas stimmen das Weihnachtslied an. „Stille Nacht, heilige Nacht" hallt es wider von den schneeglitzernden Wänden, und der Wind trägt die innige Melodie durch das offene Kirchendach hinaus zu den Kameraden, die draußen Wache halten. Eine Wolke weißen Atems schwebt über der singenden Gemeinschaft und verliert sich im dunklen Gewölbe.

Langsam leert sich das Gotteshaus. Ich verlasse es als letzter. Draußen steht der Mann mit den Offiziersstiefeln. Er ist ganz allein. Wir sehen uns lange schweigend in die Augen. In seinem Blick ist ein eigenartiger Glanz. Dann sagt er in holperigem Deutsch, mehr zu sich selbst als zu mir, feierlich und bedächtig: „Christ ist geboren!“ Er küßt mich, wie es im alten Rußland Weihnachtsbrauch war, auf beide Wangen und reicht mir spontan die Hand. Sie ist warm und feucht, und sie erwidert meinen Druck. Ich verstehe, was er mir sagen will, auch wenn er kein Wort mehr spricht.

Dann geht er hinaus in die Nacht, nicht den ausgetretenen Pfad, nein, er bahnt sich eine neue Spur durch den knietiefen Schnee. Er geht geradeaus, ohne umzuschauen, hinein in die ungewisse Dunkelheit, einem fernen Licht entgegen.

Vom Licht geboren

Vom Licht geboren, zu Licht erkoren,
wir kommen aus langer, dunkler Nacht,
wir kommen von weiten, irren Wegen,
wir wollen heimwärts, dem Licht entgegen,
aus Suchens Mühen und Kämpfens Wacht,
aus Darbens Not und Sehnens Macht.

Wir tragen im Herzen, in treuer Hut
den letzten Funken heiliger Glut;
den fernen, lichten Glauben unserer Ahnen.
Nun wollen wir den Weg uns bahnen
zur Heimatscholle, zur Gotteserde,
daß sie dem Volke Erlösung werde.

Hermann Wirth

Winterhilfswerk

Am Opfern entzündet sich deine Kraft,
Und was dir Recht zum Leben verschafft,
Ist dienen;

Ist dienen, von dem die Flamme sich nährt,
Die in dir glüht und dich ganz verzehrt
Für andre.

Für andre selbstlos sich vergessen;
Wirklich und echt wirst du ermessen
Am Opfern.

Walter Stolze

Die Weihnacht im Stalingrader Kessel

Am größten Strom Europas, an der Grenze zu Asien und über 2700 km von Berlin entfernt, eröffnen am 19. November 1942 dreieinhalbtausend russische Geschütze das Feuer in einem einzigen Abschnitt der Front. In den Angriffsabschnitten trommelten 70 Rohre pro Kilometer auf die Rumänen. Eine Schlechtwetterfront nagelte die Luftwaffe auf ihren Feldflugplätzen fest, während die Sowjets von fest ausgebauten Plätzen fast 2000 Flugzeuge in die Schlacht werfen konnten. Das rumänische II. Korps wurde trotz tapferen Widerstandes überrannt. Ein deutscher Gegenstoß scheiterte, und die Sowjets erzielten den operativen Durchbruch. Die Geschosse schlagen hier nicht etwa bei den deutschen Stellungen ein, sondern bei den schwächeren Verbündeten, bei den Rumänen. Bereits nach drei Tagen gelingt es, mit einer Übermacht von 1200 gegen 100 Panzerdeutsche den Ring bei Kalatsch zu schließen. Von nun an beginnt ein unbeschreibliches Ringen im Kessel von Stalingrad. Es sind von nun an im eisigen russischen Winter rund 300000 Soldaten der Deutschen Streitkräfte eingeschlossen.

„Meine teure Magdalena, wenn ich diesen Brief schreibe, ist es ein Versuch, ein letzter, mit der Außenwelt Verbindung zu bekommen. Die Tage, die hinter uns liegen waren grauenvoll.“, schreibt einer der Eingeschlossenen zu einem Zeitpunkt, da noch Briefe ausgeflogen werden. Die anfänglichen Überlegungen, sofort einen Ausbruch zu befehlen, verwirft Hitler wieder, als er von Göring die Zusage erhält, die deutsche Luftwaffe könne den Kessel durch eine Luftbrücke versorgen. Dieser Plan scheitert trotz des unermüdlichen Einsatzes der Heeresflieger. Trotzdem ist die Stimmung anfänglich ungebrochen. Die Feldpost, die in solchen Momenten so wichtige Brücke zur Heimat, kommt noch regelmäßig an.

Ein Offizier schreibt nach Hause:„Es entwickelt sich hier immer wieder zu unseren Gunsten, wenn es natürlich auch seine Zeit braucht. Was machen unsere lieben Schätze? Was war es schön, als alle auf der Treppe standen und winkten. Der Russe scheint sich ja jetzt noch mal gewaltig anzustrengen.“

Noch können in Stalingrad bei Stoßtruppunternehmen weitere stark ausgebaute Stützpunkte genommen und an anderer Stelle Vorstöße der Sowjets abgewiesen werden, doch zeichnet sich ab, daß dieses gewaltige russische Unternehmen dar-

auf abzielt, die Initiative an der Ostfront den Deutschen aus der Hand zu nehmen. Schukow will die gesamte Südgruppe der Wehrmacht abschneiden. Noch sind die Verluste der Roten Armee zwar dreimal so hoch wie die der Deutschen, doch macht sich die drückende Übermacht langsam bemerkbar. So teilt ein Soldat seiner Familie mit:

„Nachts jämmerlich gefroren, wie lange wollen wir noch im Freien schlafen? Dazu der Dreck und die Läuse!" Die Temperaturen fallen mittlerweile immer unter zwanzig Grad und auch tagsüber klettern sie nur schwach über den Gefrierpunkt. Wer mit bloßen Händen seine Waffe berührt oder sich an Maschinenteilen festhält, droht einfach festzufrieren.

„Ich bin nun seit dem 26.9.42 hier und habe mit eigenen Augen diesen härtesten Kampf aus unmittelbarer Nähe miterlebt. Ein wahres „Inferno" eine Entfesselung wildester und stärkster Gewalten. Es ist wie ein Wunder, daß ich noch lebe. Gott sei Dank. Ihm allein habe ich es zu danken.", berichtet ein deutscher Angehöriger des Verbindungsstabes. Er ist einer von unzähligen die anfangen Hunger und Kälte immer deutlicher zu spüren. Die Luftwaffe kommt mit der Versorgung nicht hinterher, es fehlt an fast allem. Und doch kommt es zu keinerlei Überläufen oder Flucht, aber die Kräfte erschöpfen sich in diesen harten Kämpfen:

„Denkt an mich, denkt immer wieder an mich! Ich denke auch an Euch! Denkt an mich, daß gibt mir die Kraft hier auszuhalten." Das Oberkommando der Wehrmacht gibt nun für den 25. November 1942 bekannt: „Südwestlich Stalingrad und im großen Donbogen setzte der Gegner seine Angriffe mit starken Infanterie und Panzerkräften fort. Die eigene Abwehr wurde durch starke Nahkampffliegerverbände sowie deutsche und rumänische Kampfflieger in rollenden Einsätzen wirksam unterstützt. Die Sowjettruppen erlitten erneut hohe Verluste an Menschen und Material. Gleichzeitige Angriffe des Gegners zwischen Wolga und Don wurden von deutschen und rumänischen Truppen in erbitterten Kämpfen unter hohen blutigen Verlusten für den Feind abgeschlagen und dabei wieder 54 Panzerkampfwagen vernichtet." Doch was sind 54 Panzer in diesem unendlich großen Land, in dem sich weit hinter dem Ural gewaltige Rüstungszentren verbergen, die

täglich aus Feuer und Eisen graue Riesen spucken.
„Ich will Dich, meine Geliebte, nicht im Unklaren lassen, daß uns nur ein Wunder befreien kann. Lasse Dich nicht vom Schicksal kleinkriegen, sei weiter tapfer, für unsere beiden Jungen."
Andere schreiben noch weit hoffnungsvollere Briefe:
„Es geht uns allen aber ausgezeichnet. Die Lage ist ernst, aber keineswegs hoffnungslos. Wir sind nach wie vor in unserer alten Stellung und halten sie, koste es was es wolle.

Mein Urlaub ist natürlich fraglich. Ist er wieder freigegeben, bin ich einer der ersten Anwärter. Ob nun mit meinem Erscheinen noch zu Weihnachten gerechnet werden kann, ist mit dem besten Willen nicht vorauszusehen. Hängt alles von der Lage hier ab."

Er wird nicht Weihnachten bei seiner Familie sein können, und überhaupt ist die Stimmung im Stalingrader Kessel besonders gedrückt. Es werden zwar Weihnachtslieder gesungen, doch viele der Landser dürften einfach nur geschwiegen haben oder geweint.
Mitte Dezember sterben in Stalingrad tausend deutsche Soldaten am Tag, für die Verwundeten gibt es kaum noch eine Überlebenschance – da taucht Hoffnung auf: Der Entsatz von außen! Das Unternehmen "Wintergewitter" läuft am 12.12.1942 mit anfänglichen Geländegewinnen an. Man kommt relativ zügig voran und kann Raum schaffen. Der aber nur halbherzig und mit viel zu wenigen Truppen (3 Panzerdivisionen) angesetzte Entsatzversuch kommt aber nicht zuletzt wegen zunehmender Nachschubprobleme und starker sowjetischer Gegenwehr knapp 30 km vor dem Kessel zum Stillstand. Die Landser im Kessel können nachts den Gefechtslärm bereits wahrnehmen und sehen auch die Leuchtkugeln am Horizont. Bereits kurz vor Weihnachten wird der Kampfeslärm nachts wieder leiser. Zu allem Überfluß bricht am 16.12. die Front der Italiener mit einer katastrophalen Niederlage völlig zusammen.
„Der Kessel von Stalingrad ist nicht zu beschreiben. Ihr meine Lieben betet und opfert unablässig, das weiß ich. Ich befehle mich in die Hände Gottes und bete täglich das letzte Gebet meines Lebens."
Am 24.12. 1942, um Weihnachten, ist die 6. Armee bereits über einen Monat eingeschlossen:
„Sternklare Nacht, der Mond, derselbe Mond, den ihr lieben in Deutschland auch

sehen könnt."

„Es wurden auch einige Weihnachtslieder gesungen. Liebe Ruth, ich glaube ich brauche mich nicht zu schämen wenn ich Dir sage, daß ich weich dabei geworden bin. Während dieser Stunde waren meine Gedanken nur bei Euch meine Lieben. ... Ich hatte wirklich eine eigenartige Stimmung. Wir sind nun einmal in einer so komischen Lage, sodaß wir auf vieles verzichten müssen. In normalen Verhältnissen wären wir sicher überflutet mit Post von unseren Lieben und Verwandten, aber unter diesen Umständen hatte ich keinen Brief oder Päckchen zu Weihnachten."

„Mache Dir aber keine Kopfschmerzen ich halte schon durch, so ganz kraftlos bin ich noch nicht. Der Gedanke an Euch wird mir die Kraft geben, weiterhin durchzuhalten. So nun will ich schließen und hoffe das ich nächstes Jahr Weihnachten mit Euch zusammenfeiern kann. Also seit vielmals herzlich gegrüßt und geküßt von eurem lieben Papa."

Ab Weihnachten findet in Stalingrad keine Schlacht mehr statt, die Geschehnisse ähneln vielmehr einer Exekution. Der Gürtel um die Eingeschlossenen wird immer enger. An Versorgung aus der Luft ist kaum noch zu denken, handelt es sich bei dem Volumen lediglich noch um 70 bis 80 Tonnen pro Tag. Aber Verwundete können ausgeflogen werden. Bis zur Kapitulation sind es etwa 40000.

„Liebe Mama, brauchst keine Angst zu haben, der Kessel ist groß, da sind mindestens 200000 Mann drin und da wird schon alles gemacht, daß wieder alles in Ordnung geht. Liebe Mama ich mache ja alles mit, wenn ich nur gesund wieder heimkehren kann. Dann bin ich glücklich, auf dieser Erde."

Gerade in dieser aussichtslosen Zeit schreiben viele Landser hoffnungsvolle Briefe an die Heimat. Sie wollen zum Teil nicht wissen lassen, wie aussichtslos die Lage ist, zum anderen geht eine innere Hoffnung durch die Reihen der Feldgrauen: die „Madonna von Stalingrad".

Am Heiligen Abend 1942 bereitete der Oberarzt Dr. med. lic. theol. Kurt Reuber seinen Kameraden im Kessel von Stalingrad eine eigenartige und eindrucksvolle, unvergeßliche Weihnachtsfreude, die ihnen zugleich zu einer starken Hilfe wurde. Als die Männer den notdürftig gegen Kälte und Geschosse schützenden Bun-

ker zur einsamen Weihnachtsfeier unter den Schatten des Todes betraten, standen sie „wie gebannt, andächtig und ergriffen schweigend vor dem Bild“ einer Mutter, die im weiten Mantel ihr Kind birgt. Dieses unter vielen Mühen mit Kohle auf der Rückseite einer großen russischen Landkarte gezeichnete Bild wurde bald die „Weihnachtsmadonna von Stalingrad“ genannt und ist unter diesem Namen bereits weithin bekannt worden. Das Bild ist aus dem Kessel herausgekommen, der, der es schuf, ist mit den vielen in Stalingrad geblieben, verschollen. Das Bild der Festungsmadonna hängt im Pfarrhaus zu Wichtmannshausen bei Eschwege in Hessen.

Um Sylvester verstärken sich die Angriffe der Sowjets zunehmend. Viele Soldaten sind zu geschwächt, um überhaupt noch Widerstand leisten zu können. Und in der ersten Neujahrswoche am 4.01. 43 hat das Oberkommando des Heeres den Pathologen Dr. Girgensiohn in den Kessel einfliegen lassen, um durch Leichensektionen festzustellen, warum so viele deutsche Soldaten auf unerklärliche Weise plötzlich sterben.

Das Ergebnis: Hungertod ! Das erste Mal seit dem Feldzug Napoleons verhungerten wieder deutsche Soldaten.

Doch in dieser schwierigen Zeit entstehen Briefe die den Fortgang der Kämpfe, das Durchhalten der Truppe und die schwindend geringe Zahl der Fahnenflüchtigen erklären:

„An eine deutsche Niederlage wage ich nicht zu denken. Ich weiß, unser Weg ist richtig. Unser Glaube an das Gute und Lichte, das Vertrauen zu unserem Führer, all das ist aus einem Guß.“, schreibt ein Pionier am 17. Januar 1943 nach Hause. Dieser Brief, geschrieben eine Woche nach dem Generalangriff auf den Kessel zeigt die hohe Moral, die sich immer noch in der Gemeinschaft hält. Zuvor hatte Paulus, der ohne direkten Führerbefehl keinen Ausbruch genehmigen wollte, das letzte Ultimatum zur Kapitulation verstreichen lassen. Ab diesem Zeitpunkt wird der Untergang der 6. Armee greifbar. Er ist nicht mehr zu verhindern, einzelne Stoßtrupps schlagen sich durch, sprengen zum Teil den Gürtel der Russen und brechen aus. Die Luftwaffe soll, soweit es ihr möglich, diese Aktionen unterstützen. In diesen Tagen steigt die Selbstmordrate erheblich an, Einheiten kämpfen bis zur Selbstaufgabe – in die Hände des Feindes will keiner fallen.

Am 26./27.01 wird der Kessel geteilt. Nun eröffnet sich die Aussichtslosigkeit der Schlacht auch dem letzten Landser. Am zehnten Jahrestag der Machtübernahme der Nationalsozialisten wird Paulus zum Generalfeldmarschall befördert. Diese Auszeichnung ist nicht mißzuverstehen: Paulus solle eher den Freitod wählen, als in Gefangenschaft zu geraten, denn noch nie in der deutschen Militärgeschichte war es einem Feind gestattet gewesen, einen Generalfeldmarschall gefangenzunehmen.

Aber hier bricht Paulus mit seinem „Kadavergehorsam“. Die letzte Konsequenz vollzieht er nicht.
Am 31. 01. 43 kapituliert der Südkessel von Stalingrad. Am 02.02. 43 ergibt sich schließlich auch der Nordkessel und das Oberkommando der Wehrmacht gibt am 03.02. 1943 bekannt: „Der Kampf um Stalingrad ist zu Ende!“
Doch neue Dokumente, die aus russischen Archiven ans Tageslicht kamen, belegen, daß noch bis Anfang März Kämpfe um einige Teile der Kanalisation stattfanden. So ergaben sich die letzten 8000 Mann erst in der ersten Märzwoche des Jahres 1943.
Von den über 110.000 Soldaten, die aus dieser Schlacht heraus in russische Kriegsgefangenschaft gerieten, sahen ca. 6000 ihre Heimat wieder.
„Ich habe Dich viel zu lieb, um Dich einem anderen Mann zu gönnen, weiß aber, daß Du viel zu jung bist, um allein durchs Leben zu gehen. Ich wünsche Dir, daß Du noch einmal einen Mann finden mögest, der Dir das Glück und die Zufriedenheit bringen wird, wie ich es versucht habe. In meiner letzten Minute werde ich dankbar an den Tag denken, an dem ich Dich kennen gelernt habe.“

Im Felde

Zu Hause brennt der Weihnachtsbaum –
Umstrahlt von warmen Licht,
Ein Zeichen, das aus Nacht und Raum
Aus Sturmnot, Finsternis und Traum
Dennoch die Sonne bricht. –

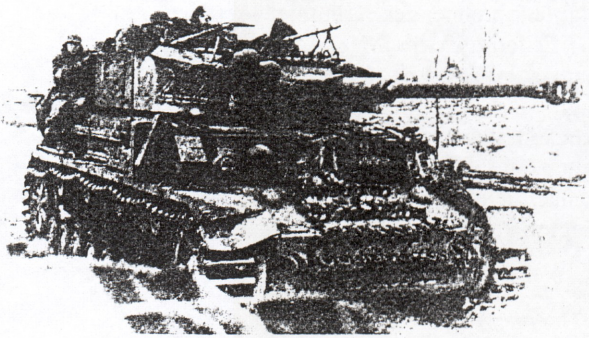
Zu Hause singt jetzt Kindermund
Manch gläubig Hoffnungslied –
Ein Zeichen, daß mit Tag und Stund
Durch jedes Herz, ob stark ob wund,
Die Kraft zum Leben zieht –
Zu Hause –

Im Felde aber steht der Mann,
Der Vater und der Sohn –
Damit es Friede werden kann
Wehrt er dem Feind und packt ihn an –
Licht – Sieg allein sein Leben!
Im Felde –

Erich Claudius

„...kämpfen – zu Wasser, zu Land und in den Wolken..."

Bericht von SS-Hptstf Hennigs über einen Panzerkampf nördlich von Chau d'Auxais in der zweiten Julihälfte 1944

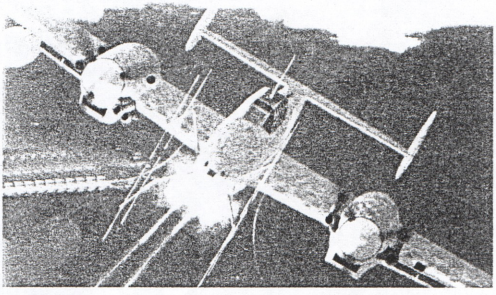


„Bei einem Gegenstoß mit Panthern von der „Reich" fuhr ein Oscha (Oberscharführer/ Feldwebel) parallel die Hauptstraße lang, auf der rechten (östlichen) Seite ein Ami-Bulldozer in 400 – 500 m Entfernung, machte Heckendurchbrüche an der Hauptstraße nach Osten zu, dann verschwand er. Es tauchte ein US-Panzer („Sherman") auf, kurvte durch das Loch auf die Wiese und fährt parallel zur Straße, dahinter erscheint noch ein Panzer. Der Oscha, von Hennigs aufgefordert zum Schießen, sagte, wo zwei sind, kommen noch mehrere. Es waren bereits vier, ohne, daß er schoß, durch den Heckendurchbruch auf die Wiese gefahren, dann noch einer, insgesamt also fünf. Mit dem ersten Schuß schoß der Oscha dem fünften, der noch im Heckendurchbruch war, den Turm weg. Die restlichen schossen wie wild aus allen Rohren, nur nicht auf den Panzer. Bis sie begriffen hatten, wo der Feind stand, waren alle abgeschossen. Der Oscha hatte schon einige Ringe um das Rohr, er trank seinen Benediktiner. Es schoß nur der eine Panzer."

Wilhelm Johnen, Nachtjägerpilot auf der Bf 110, beschreibt den Kampf seiner Staffel gegen die Nachtbomberoffensive der Royal Air Force

„Plötzlich erschien eine schwarze Silhouette am Horizont, die sich gegen das Nordlicht abzeichnete. Je näher ich kam, desto deutlicher nahm sie die Form eines Flugzeuges an... der dicke Rumpf und das hoch angesetzte Seitenleitwerk – ein Wellington-Bomber! Das Herz schlug mir bis zum Hals und ich hoffte inständig, daß er mich in der Dunkelheit noch nicht gesehen hatte. Ich ging bis knapp 100 Meter auf Schußposition an ihn ran. Ich konnte jetzt seine glühenden Auspuffrohre klar erkennen. Gerade als ich seinen linken Flügel ins Visier genom-

men hatte, brach er weg. Er mußte mich gesehen haben. Aber jetzt bot er mir den Rumpf als Ziel, und die Salven aus meinen MG's durchbohrten seine Zelle. Die Maschine explodierte in der Luft und ein Haufen brennender Trümmer fiel als Feuerregen ins Meer. Der Gedanke an das Los der Besatzung jagte mir einen Schauer über den Rücken. Ich kreiste über der Absturzstelle und rief meine Bodenstation, sie solle den Luft-/See- Rettungsdienst benachrichtigen. Ich war zwar ziemlich sicher, daß es für die Besatzung der Wellington keine Rettung mehr gab, doch soll man nichts unversucht lassen."



SS-Unterscharführer Hermann Mangold von der 5./SS – Kradschützenbataillon „Totenkopf" über seinen Kampf mit russischen Panzern

„Jetzt hieß es schneller sein als der Panzer! Ich faßte einen kurzen Entschluß, machte einen Satz und sprang direkt darauf zu. Kaum war ich ran, da krachte es auch schon aus der Kanone und dem MG. Aber ich lag flach am Panzer und ruhte mich einen Augenblick aus. Plötzlich rief mir einer von hinten zu: „Paß auf den Deckel auf, der Bolschewist macht ihn auf!" Da zog ich sofort meine Pistole und beobachtete den Turm. Zuerst wurden vier Eierhandgranaten herausgeworfen. Sie fielen aber alle in den Schnee und hatten keine Wirkung. Danach griff der Feind mit der Hand nach oben und wollte den Deckel wieder schließen. Das konnte er aber nicht, da ich ihm mit der Pistole auf die Finger schoß. Dann habe ich die geballte Ladung sofort in den Turm geworfen und bin zur Seite gesprungen. Im selben Augenblick brach ich im Eis ein. Da der Bach ziemlich tief war, konnte ich mich nur mit der linken Hand an einer Raupe und mit der rechten Hand an einer Eisscholle festhalten. Bis zur Zündung der Ladung

dauerte es sieben Sekunden. Demnach hätte ich, um von der eigenen Ladung nichts abzukriegen, in das Eiswasser untertauchen müssen. Ein Kamerad von mir hatte dies beobachtet, er sprang hinzu und zog mich an einem Arm heraus. Wir kamen gerade einige Meter weit, da flog der Panzer schon auseinander. Ich hatte noch das Glück, mich in den am Ufer angestauten Schnee fallenlassen zu können, doch wurde der andere Kamerad schwer verwundet."

Harald Busch, U-Boot Fahrer im Zweiten Weltkrieg beschreibt das Leben in der Stahlröhre

„Der ohnehin unbeschreiblich enge Raum, der an Bord der deutschen Frontboote dem Menschen zur Verfügung stand, war auf Feindfahrt vollgestopft mit Ausrüstung für lange Wochen, wie sie bei Konstruktion dieses Bootstyps zweifellos nicht vorgesehen war. Dazu ständig Bewegung im Boot! Das kleine Fahrzeug schlingert, stampft, giert, rollt, steigt und fällt in dem schwanken Element schon bei nur mäßig bewegter See und in jeder Dünung ganz anders als jedes normalerweise sehr viel größere Überwasserschiff. Dafür aber in einer wunderbar der See angepaßten Bewegung. Krängungen bei schwerer See bis an 60° waren keine Seltenheit, und manchmal polterte ein Schläfer aus einer Koje über deren Schlingerschutz hinaus glatt zu Boden. Ja, es kam vor, daß einer aus der oberen Koje quer durch den Raum in die untere der gegenüberliegenden hineinfiel."

Ingo Peterson, Soldat des Sturmbataillons 500, über den Einsatz von Scharfschützen

„Und damit ist die Stunde der Scharfschützen gekommen. Bis jetzt haben sie nur zögernd und sparsam ihre Schüsse gelöst, aber jetzt nehmen sie die winkenden Gestalten dort drüben aufs Korn. Das Auge fest an die Gummimuffe des Zielfernrohrs gedrückt, visieren sie über den Zielstab in der Optik den ersten an. Jetzt steht er genau im Visier. Für einen Atemzug wird die Luft angehalten, der Finger

nimmt Druckpunkt und zieht sorgfältig und behutsam den Stecher durch. Die winkende Gestalt im Ausschnitt des Zielfernrohrs faßt wie suchend in die Luft, will sich irgendwo am blauen Himmel festhalten und bricht zusammen. Der Scharfschütze dreht das Gewehr ein wenig zur Seite und visiert den voranstürmenden Offizier an. Der hält die Pistole in der Faust, wendet sich im Laufen zu seinen Soldaten um und scheint ihnen etwas zuzurufen… Der Offizier bleibt wie verwundert stehen, dreht sich halb zur Seite und schlägt lang hin… ‚Jeder Scharfschütze des Bataillons hat dafür zu sorgen, daß beim Angriff jeder feindliche Offizier, Kommissar oder sonst zu erkennende Dienstgrad nach Möglichkeit unseren Graben nicht erreicht.'"

Eric Borchert, Kriegsberichterstatter, über den Einsatz von Fallschirmjägern beim Sturm auf Eben Emael

„Ein kurzes Wort nur, ein Befehl: ‚Los!' Zwölf Männer des Stoßtrupps springen über die Böschung, gleiten in die Schlauchboote. Ringsumher liegen die Einschläge, im Wasser und auf dem Ufer. Eine Hölle vor, hinter und neben ihnen. Ein Inferno! Jetzt, wo es endlich vorwärts geht, ist es weg, dieses beklemmende, dieses scheußliche Gefühl, dessen sie sich schämten. Jetzt sind sie nur von dem einen Wunsch beseelt, an den Feind zu kommen. Nichts anderes auf der Welt existiert, als nur sie und der Feind. Und der Feind muß geschlagen werden! Sie landen, sie greifen an. Ihre Handgranaten sausen durch die Luft. Der Feind weicht zurück. Es ist alles so, wie sie es auf dem Truppenübungsplatz gelernt haben. Nur, daß der Tod ihnen im Nacken sitzt, daß er grinst und droht. Zwölf Mann vom Stoßtrupp erreichen das

Fort. Gelbrot leuchtet der Flammenwerfer auf und zwingt die Besatzung, die Schotten zu schließen. Jetzt springt ein Pionier vor, befestigt die Sprengladung in der Scharte und geht in Deckung. Wie schnell das alles geschieht! Ohrenbetäubende Detonation! Stahl und Beton wirbeln sekundenlang durch die Luft. Minuten später geht eine Meldung auf die andere Seite: ‚Bunker außer Gefecht gesetzt!'"

Der Frontsoldat

Er stand so aufrecht frei im Leben,
so stolzes Recht trug sein Gesicht.
Sein ganzes Leben hat er hingegeben
in selbstgewählter Mannespflicht

Als Frontsoldat bei jedem Einsatz
auf Treu und Glauben oft gestellt.
Voll Kampfesmut für seine Heimat
sein deutsches Volk war seine Welt.

Im Waffenrock der grauen Heere
das Haupt im Stahlhelm, selbstbewußt.
Das Kreuz aus Eisen – hohe Ehre
der Tapferkeit, schmückt seine Brust.

Solch Vorbild muß die Welt verstehen
wenn sie empor zum Lichte strebt.
Nie wird der Traum vom Reich vergehen
So lang der Frontsoldat noch lebt.

Aufbruch

Noch trage ich Feuer in meinen Händen
noch lodert siegreich die rosige Glut.
Durch Nacht und Wildnis will ich sie tragen,
und was mich hindert, in Stücke zerschlagen;
Ich will mich verschwenden
Mit gläubigem Mut.

Du heilige Flamme sei dreifach gepriesen!
Herdfeuer verlöscht, Wachtfeuer erhellt.
Gefährnisse recken sich hoch auf und lauern,
kein Zittern und Jammern und weibisch Bedauern,
ich will zu den Riesen
hinaus in die Welt.

Ich ahne euch, einsame, herrliche Streiter,
an Zielen schaffend, von keinem erkannt,
gewappnet in Schmerzen, im Zweifel erkoren,
wohlan, immer weiter,
erleuchtet das Land!

Max Barthel

Das Andenken an die Tapferkeit muß gewahrt werden !

Soldaten der Waffen-SS zu Helden der Ukraine ernannt

Eine kurze AP – Meldung wurde von einigen deutschen Zeitungen kommentarlos veröffentlicht: „Kiew. Der Stadtrat von Iwano-Frankiwsk in der Ukraine hat 24 Landsleute, die im Zweiten Weltkrieg auf Seiten der SS gegen die Sowjetunion kämpften, zu Helden erklärt." (NOZ, 20.3. 2002)

29.12. 1944 – Höchstleistung erhält Höchstmaß an Auszeichnung

Dem Kommodore des Sturzkampfgeschwaders 2 „Immelmann", Hans-Ulrich Rudel, wird als erstem und einzigen Soldaten, unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst, das Goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

Das erste Ritterkreuz aus dem Mannschaftsstand

Dem Gefreiten Hubert Brinkforth, einem westfälischen Bauernsohn, wurde vom Führer das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen. Am 27. Mai 1940, während der Abwehrkämpfe bei Abbeville, brachte Brinkforth auf vorgeschobenem Posten als Richtschütze hinter seinem Pakgeschütz den Angriff eines starken englischen Panzerverbandes zum Scheitern. In zwanzig Minuten vernichtete er elf Panzer, die er trotz heftigen Feuerns bis auf etwa hundert Meter herankommen ließ und dann abschoß. (Originalton „Signal")

Der Stier von Scapa Flow

Im Oktober 1939 drang Kapitänleutnant Günther Prien mit seinem U 47 in den britischen Kriegshafen Scapa Flow ein und versenkte das Schlachtschiff „Royal Oak". Churchill sprach in „grimmiger Anerkennung von der „beachtenswerten Waffentat" Priens. Prien wurde der erste Ritterkreuzträger der Kriegsmarine im Zweiten Weltkrieg.

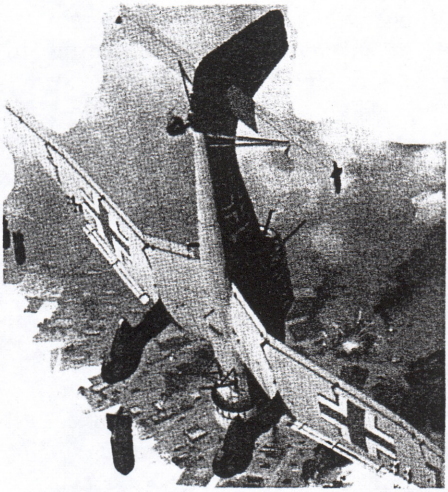
1404 Einsätze, 825 Luftkämpfe, 352 Siege – Erich Hartmann

Seine letzten Erfolge erzielte "Bubi" im April und Mai 1945 über der Tschechoslowakei. Am Tag der deutschen Gesamtkapitulation schickte Hartmann mit ei-

ner russischen Jak-11 über Brünn seinen 352. und letzten Gegner in die Tiefe, am gleichen Tag war er mit erst 23 Jahren zum Major befördert worden.

Schau durch die Reihen

Wenn Ihr in einer größeren Runde zusammen sitzt, und Du nimmst Dir ein paar Minuten Zeit, dann zähl doch einfach mal durch die Reihen von eins bis vierzig. Und genau dieser vierzigste Deiner Freunde kam aus Stalingrad wieder ...



Es ist nichts Großes dabei,
wenn ein Volk seine Krieger
ehrt,
die da siegreich heimkehrten.

Aber wie groß und edel
Müßte ein Volk sein,
das seinen Männern,
die geschlagen zurückkommen,
noch Kränze flicht!

E.v.D.

Zehntausende Kilometer marschiert-
Tausendmal und mehr eingegraben-
Hundertmal im Trommelfeuer ausgehalten-
Zigmal in der Heimat herabgesetzt-
Wer kann Euch noch?

Im Andenken an Erwin Kern und Hermann Fischer

Erwin Kern und Hermann Fischer - die Attentäter von Walther Rathenau, nach „Ernst von Salomon „Die Geächteten“:

„Die Regierung setzte auf Kern und Fischer einen Kopfpreis aus von einer Million Mark. Viele Zeitungen, die es sich zur heiligen Aufgabe gemacht, die Gebote der Humanität, der Menschenliebe und –würde in ihren Spalten unter allen Umständen zu verteidigen, zu wahren und zu pflegen, versagten sich nicht der Forderung der Stunde und waren bereit, ihren hehren Idealen für diesen besonderen Fall zu entsagen. Sie riefen zur Sammlung auf und richteten Annahmestellen ein für die reichlich einfließenden Gelder, die als Belohnung ausgesetzt wurden für diejenigen, welche die Geächteten der irdischen Gerechtigkeit überlieferten. Im umgekehrten Verhältnis zu dem Grade der Sittlichkeit des Prinzipes jener getreu zu erfüllenden Staatsbürgerpflicht erreichte der Kopfpreis so die Höhe von viereinhalb Millionen Mark...

So aber starben sie:
Zwei Unwürdige, die das Leben aus lauem Munde an den Tag gespien, sahen, daß die Burg trotz der Abreise des Besitzers bewohnt war; sie schlichen um die Türme, sie erkannten Kern und Fischer und verrieten sie. Ihre Namen seien nicht genannt, sie seien nicht verflucht und nicht gehaßt, sie sind nicht eines rächenden Gedankens wert. Die Polizei, die wußte, daß die Spur verloren war, glaubte nicht ihren Angaben. Aber sie beriefen sich auf ihren rechtlichen Anspruch auf die Belohnung. Und zwei Kriminalisten aus Halle wurden nach der Burg gesandt.
Und Kern und Fischer wurden entdeckt. Die Beamten drangen in den bewohnten Turm. Als sie die Stiege betraten, öffnete sich oben die Tür und Kern kam, mit der Pistole in der Hand, auf sie zu. Er trieb die Beamten vor sich her, die ins Freie flüchteten, und einer von ihnen beschwor Kern, nicht zu schießen, und rief ihm zu, daß er Familie habe. Und Kern murmelte etwas, irgend etwas von „Feiges Pack“, der Weichheit den Mantel des Stolzes gebend, und verschwand wiederum im Turm.
Die Beamten aber riefen Hilfe herbei. In wenigen Stunden hatte eine ganze Hundertschaft Schutzpolizei die Burg umzingelt.
Es war dies am 17.Juli 1922. Zwei Tage vorher hatte sich ein Sturm erhoben, der nun seinen Höhepunkt mit kreischender Wut feierte. Die Wolkenfetzen jagten niedrig über den Berg, über die Türme, die grau und massig umhüllt waren von

heulenden, klatschenden Schauern. Ganze Äste knackte der Sturm von den Bäumen und zersauste das gekämmte Gebüsch des Berges und fegte Blätter und Buschfetzen in tollem Wirbel die Abhänge hinunter. Da drüben die Rudelsburg lag hinter fliegenden Schatten. Die Landschaft war verhangen und verlor sich im Grau. Aber viele Ausflügler, die Bewohner des Dorfes sammelten sich um die Burg. Die Menschen umstanden den Berg, füllten die niedrig bewaldeten Abhänge, strichen um die ragenden Türme, in deren einem Kern und Fischer um das Ende wußten. Noch einmal traten sie heraus, sie erschienen auf der Zinne des Ostturmes. Sie beugten sich zu den Neugierigen, die in der kleinen Sattheit ihres Unverdienstes wie gebannt nach oben starrten. Und im Angesicht der unverstehenden Menge drängten die gellenden Worte des gleich dem Sturme entfesselten Trotzes zum letzten Ausbruch. „Wir leben und sterben für unsere Ideale!" riefen sie zu den Harrenden hinunter. Sie riefen: „Andere werden uns folgen!" Sie brachten ein Hoch aus auf den Mann, den sie als ihren Führer geliebt und der ein Geächteter war, gleich ihnen. Sie beschwerten Papierfetzen, auf denen ihre letzte Botschaft verzeichnet gewesen sein mußte, mit Steinen und warfen sie vom Turm. So heftig aber war der Sturm, daß nicht eines gefunden werden konnte. Sie sahen den davonfliegenden Steinen nach. Sie verschwanden vom Altan ins Turminnere, und niemand mehr hat sie noch einmal lebend gesehen.

Die Kriminalbeamten aber, „um ihren Mut und ihre Entschlossenheit zu beweisen", wie sie zu den Akten gaben, eröffneten nun, ohne angegriffen zu sein, in der sicheren Deckung des unbewohnten Westturmes das Feuer auf das oberste Fenster. Ein Schuß traf das Fenster. Ihn gab jener Beamte ab, der von Kern sein Leben erfleht.

Es mußte aber Kern am Fenster gebeugt gestanden haben, denn der Schuß, der dicht oberhalb des Simses das Glas durchschlug, traf ihn am Kopf, zwischen der rechten Schläfe und dem Ohr. Er war sofort tot. Fischer versuchte, seinen gefallenen Kameraden zu verbinden; er hatte Leinwand in Stücke gerissen und das Blut aus der tropfenden Wunde gestillt. Als er sah, daß es vergeblich war, hob er den Toten hoch und bettete ihn auf das Lager. Da die Stiefel des Toten das Bettzeug beschmutzten, legte er sorglich einen Bogen Packpapier unter die Füße Kerns. Er faltete ihm die Hände und strich ihm die Augen zu.

Fischer setzte sich auf das andere Bett. Er hob die Pistole und setzte sie an ebendieselbe Stelle, an der Kern getroffen war, und drückte ab."

Herausgeber: Jugendinitiative „Jugend für Jena" und Schülerinitiative
Druck: Eigendruck
V.i.S.d.P.: Anja Kramer , Mitteldeutsches Sprachrohr, Postfach 100 119, 07701 Jena

Heimkehrer, Friedland 1955

Setzt ihr euren Helden Steine,
baut ihr einem Mann das Mal,
dann vergeßt der Mütter keine,
die da starben hundertmal.

Hundertmal in langen Stunden,
wenn die Söhne in der Schlacht,
einmal nur den Tod gefunden,
fanden sie ihn jede Nacht.

Und so fanden sie das Leben,
mitten aus Gewalt und Tod,
und so konnten sie es geben,
einem Volk als Morgenrot.

unbekannter Autor